

Charles Paul de Kock

Die Ehemänner

I. Vorläufige Bemerkungen

Beaumarchais hat gesagt: »Von allen ernsthaften Sachen ist das Heirathen die lächerlichste!«

Aber Beaumarchais, der immer geistreich sein wollte, stellte oft seltsame Behauptungen auf, die er nur durch Scherze unterstützen konnte.

Nein, das Heirathen ist, weiß Gott, nichts Lächerliches, und der Zustand eines verheiratheten Mannes nicht immer so angenehm, als man sich einbildet. Denn damit ist man noch nicht befriedigt, daß man zu Hause seine Pantoffeln antrifft und mit Aufmerksamkeit behandelt wird ... was übrigens erst nicht immer der Fall ist! Manche Männer verlangen so gar viel zu ihrem Glücke, andere so wenig! ... Aber dieses Wenige ist oft eben so schwer zu finden, wie das Viele.

Und doch verheirathet sich Alles! ... Die, welche es noch nicht sind, werden es noch thun (sich unter das Ehejoch beugen, versteht sich). Und Gott verhüte, daß wir uns wollten einfallen lassen, eine Abhandlung *gegen* den Ehestand zu schreiben.

Da die Mehrzahl den Ehestand genießen will, so ist das doch ein Beweis, daß trotz aller gegen denselben und die Ehemänner ausgegossenen Spöttereien, diese Verbindung, welche zwei Menschen zeitlebens aneinander kettet, mehr Vorzüge und Freuden als Langeweile und Widerwärtigkeiten mit sich bringen muß. Und wie stände es mit uns, wenn man sich nicht verheirathete? Sind wir nicht auf Erden, um in Gesellschaft zu leben? und hauptsächlich uns zu lieben?

Noth thut die *Liebe*, sie ist's, die uns hält:
Denn wer nicht liebt, ist traurig anzuschauen! ...
Wir müssen Nachts, was uns erfreut und quält,
Des Liebchens zartem Busen anvertrauen,
Ihm Morgens öffnen uns're inn're Welt,
Mit ihm nur wandeln auf des Traumes Auen.

Das hat Voltaire behauptet, und ich bin ganz seiner Ansicht.

Da man sich nun Nachts seinem Liebchen anvertrauen soll, muß man nothwendig den zarten Gegenstand, welchen unser Herz anbetet, in seiner Nähe haben.

Das ist überdies auch die Lehre der Apostel: *Melius est nubere quam uri* (besser ist heirathen als Brunst leiden).

Folglich hat man vollkommen Recht, sich zu verheirathen.

Warum aber sehet ihr dann, ihr verheiratheten Herren, oft so sonderbar aus? Warum wollet ihr euer Verhältniß verläugnen, indem ihr den Gang, das Wesen, kurz das Aeußere eines Junggesellen anzunehmen sucht?

Warum beklagt ihr euch gleich im Anfange eures Ehestandes darüber (über das Verheirathetsein, versteht sich)?

Warum hört ihr gleich auf, den Liebhaber zu spielen? Warum seid ihr nicht mehr galant, zuvorkommend, eifrig, liebenswürdig, häufig sogar nicht mehr verliebt? ... Denn ihr unterlasst eine Masse Dinge nach der Hochzeit, oder thut sie wenigstens *nicht mehr so gut* ... als vor der Hochzeit.

Warum gewöhnt ihr euch, statt die Zwistigkeiten durch ein wenig Geduld oder Gefälligkeit zu verhüten, an das Streiten mit eurer Frau, wie an das tägliche Kaffeetrinken?

Warum sucht ihr, wenn sich die Langeweile in euer Hauswesen einschleichen will, das Vergnügen gleich auswärts, statt euch zu bemühen, es in eurem Innern festzuhalten?

Warum gebt ihr zuerst alle möglichen Veranlassungen, die euch die Liebe einer Frau entziehen müssen?

Warum seid ihr einfältig genug, Verbindungen mit hübschen oder geistreichen Männern zu unterhalten, im Vergleich zu denen ihr nothwendig verlieren müßt?

Warum erzählt ihr dummer Weise überall, daß euch eure Frau nicht liebe? Das kommt gerade heraus, als ob ihr sagen wolltet: »Die Stelle ist erledigt, ich besetze sie nicht mehr, man kann sich melden.«

Warum! warum! ... Ich wette, ihr denkt schon bei euch: »Das Alles thun *wir* nicht.«

So! ihr Alle thut das nicht? ... Seid ihr davon so fest überzeugt? ... Man kennt sich gar oft selber nicht.

Wollt ihr wissen, wie ihr es machet?

Ich werde es euch zeigen und seid überzeugt, daß ich die Farben nicht zu stark auftragen werde.

II. Der Neuvermählte oder – wie man sagt – die Flitterwochen

Erstens steht der Neuvermählte sehr spät auf; man kann ihn fast nicht aus dem Bette bringen. (Es versteht sich von selbst, daß seine Frau auch noch darin liegt.)

Ist er ein Beamter, so sagt er: »Ach, meiner Treu', ich komme zu spät, um das Eintrittsverzeichniß bei dem Thürsteher zu unterzeichnen, ich gehe lieber gar nicht hin.«

Ist er Kaufmann, so sagt er: »Die Commis sind unten, sie brauchen mich nicht zum Oeffnen des Magazins. Morgens wird nicht viel gekauft; außerdem müssen die jungen Leute sich auch selbst ausbilden, ich kann sie nicht unaufhörlich überwachen.«

Ist er ein Geschäftsmann, so sagt er: »Ich habe zwar auf heute Morgen eine Zusammenkunft mit Jemand ausgemacht ... aber ich finde mich heute Abend ein, das wird auf Eins herauskommen. Jedenfalls kann man sich nicht zu Tode arbeiten.«

Lebt er bloß von seinen Renten, so sagt er gar Nichts; wenn ihn jedoch seine Frau fragt, wie viel Uhr es sei, so küßt er sie und erwidert: »Was liegt uns daran, wir haben ja keine Eile. Sind wir nicht unsere eigene Herren?«

Er beweist ihr dieses auch wohl noch durch andere Gründe, die mit *noch zärtlicheren Liebkosungen* begleitet sind.

Madame läßt sich gerne *überzeugen*; sie findet, daß ihr Mann mit einer sehr *eindrucksvollen Beredsamkeit* begabt ist ... und gratulirt sich, einen Mirabeau geheirathet zu haben. Sie gratulirt sich überhaupt.

Die Liebe genügt übrigens nicht allein zur Erhaltung unserer schwächlichen Maschine; Cythere's Freuden greifen im Gegentheil unsern Magen an:

Sine Cerere et Baccho friget Venus.
(Ohne Brod und Wein, friert die Liebe ein.)

In kurzer Zeit gesteht unser junger Ehemann, daß er Hunger habe; seine Frau antwortet: »Das Frühstück wird auf uns warten, wir wollen aufstehen.«

»Ei, weißhalb aufstehen?« ruft unser Ehemann, seine Gattin mit verliebten Armen umschlingend, aus. »Wir wollen im Bett frühstücken, theures Herz, das ist weit hübscher.«

Madame hat Nichts dagegen einzuwenden; sie lächelt ihrem Gatten zu, der immer so *genußreiche* Einfälle hat.

Man frühstückt im Bette.

Das mag zwar sehr hübsch sein, aber es ist sicherlich nicht bequem. Einerlei, die Liebe findet Alles reizend.

Nach dem Frühstück steht man noch nicht gleich auf; man hat sich eine Masse von Dingen zu erzählen, die man sich eben so gut im Bette als außerhalb desselben mittheilen kann. Das Frühstück hat die *Beredsamkeit* des Gatten wieder auf's Neue hervorgerufen und er unterhält *das Gespräch* in bewunderungswürdiger Weise.

Madame ist der Meinung, sie habe einen Abkömmling des großen Simson geheirathet, welcher so merkwürdige Dinge ausführte, ehe Delila ihm den Kopf abschor.

Endlich steht man auf.

Man kleidet sich unter tausend Scherzen und Späßen an, versteckt sich, läuft wieder zusammen und gibt sich zahllose Küsse.

Die Stunde des Mittagessens rückt heran und man hat noch Nichts gethan als gelacht, gescherzt und getändelt.

Der Herr findet, daß der Tag rasend schnell vorübergegangen ist. In den schmach tenden Augen seiner Frau liest man dasselbe.

»Der Herr wird nicht müde,
Sein Weib anzublicken,
Die Taille zu fassen,
Die Händ' ihr zu drücken,
Ihr Knie zu berühren,
Sie ganz zu *verrücken*.«

Wenn er sie nicht *überall* anrühren kann, macht er ein mürrisches Gesicht, schmolzt, seufzt, kurz, er lebt gar nicht.

Madame befürchtet, es möchte zu weit gehen und ihr Mann aus übermäßiger Liebe den Kopf verlieren.

Bei Tische nimmt der Herr seine Frau auf den Schooß, trinkt aus dem Glas, woraus sie getrunken, ißt aus einem Teller mit ihr. Sein türkischer Schlafrock wäre ihm unausstehlich, wenn seine Frau nicht daran herumgekrabbelt hätte.

Wenn sich die jungen Gatten entschließen, Abends das Theater zu besuchen, so bleiben sie nicht bis an's Ende; gehen sie in Gesellschaft, so dringt der Herr bei Zeit auf die Heimkehr. Er winkt seiner Frau von ferne zu; diese bedeutet ihm, daß es die Schicklichkeit nicht erlaube, sich so bald zu entfernen. Allein der Neuvermählte bietet aller Schicklichkeit Trotz; was liegt ihm daran, was die Leute denken und sprechen? Er will seine Frau fortnehmen und erwartet ungeduldig den Augenblick, wo er sich wieder allein mit ihr unter vier Augen befinden wird. Es ist ihm, als ob sich diese Gelegenheit zu selten böte. Endlich gelingt es ihm, sich seiner Frau zu bemächtigen. Er zieht sie mit sich fort; es ist beinahe eine Entführung!

Er läßt seine Gemahlin in einen Wagen steigen und nimmt hastig neben ihr Platz.

Ja, der Mann ist so ungeduldig, daß er nicht bis zur Ankunft zu Hause warten kann, um das ... *Gespräch* zu beginnen.

Wenn es immer so bliebe, wäre es zum Entzücken! Aber ...

III. Bleiben die Frauen ihren Männern auch immer, was sie ihnen während der Flitterwochen waren?

Das ist eine ernste Frage.

Ich will mich nicht bemühen, dieselbe hier zu erörtern, weil ich mich eigentlich nur mit den Ehemännern und nicht mit ihren Hälften zu beschäftigen habe. Aber ganz im Vorbeigehen bemerke ich bloß, daß die Frauen der Freude und des Vergnügens nicht so bald müde sind wie wir Männer, und es deßhalb auch nicht die Schuld der Frau ist, wenn sich die Flitterwochen in Zwitterwochen verwandeln.

Der Herr, der so gern recht lang im Bett blieb, fängt an früher aufzustehen; dann steht er wieder um die Stunde auf, in welcher er vor der Verehelichung aufgestanden war; endlich steht er sogar noch früher auf, als er es während seines Junggesellenstandes gethan.

Jetzt ist es die Frau, welche ihn mit umstrickenden Liebesarmen zurückzuhalten sucht: unser Ehemann aber macht sich los, indem er sagt: »Und mein Bureau? Zum Henker! ich habe keine Lust, meinem Vorstand ungünstige Berichte über mich zugehen zu lassen, und dadurch meinen Platz zu verlieren.«

Oder etwa: »Die Commis drunten thun nichts, wenn ich nicht gegenwärtig bin! ... Meine theure Freundin, wenn man ein Geschäft treibt, hat Morgenstunde Gold im Munde, sonst geht nichts vorwärts! Das Auge des Hausherrn fördert allein.«

Oder allenfalls: »Ich habe diesen Morgen eine Zusammenkunft in aller Frühe; es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit; ich möchte meinen Mann nicht verfehlen. Wenn man gute Aufträge erhalten will, darf man nicht faul sein.«

»Aber Du hast nicht gefrühstückt,« sagt zuweilen die Frau mit einem Seufzer; »man könnte Dir das Morgenbrod an's Bett bringen ... dies würde Dich nicht länger aufhalten ...«

»Ei, was da! ... Im Bett frühstücken ... das wäre mir eine schöne Bequemlichkeit zum Essen! ... Man stößt seinen Kaffee um, man läßt seinen Löffel fallen, man verliert das Brod ... ein Frühstück im Bett ist etwas Erbarmungswürdiges! Das kommt

mir vor, wie wenn die Leute im Grase zu Mittag essen wollen und sich dann das Schulterblatt verrenken, indem sie sich einschenken. Ein Tisch, meine Theure, ein gut bedienter Tisch ist die Hauptsache zu einem bequemen Essen.«

Die Frau murmelt mit einer halb schmollenden, halb anreizenden Miene: »Ich erinnere mich doch, daß Du sonst recht gerne mit mir im Bett frühstücktest ... damals fandest Du es nicht so unbehaglich.«

Statt aller Antwort ist der Herr schon aus dem Bette gesprungen; er zieht sich in Eile an, frühstückt sehr schnell und geht aus, bevor noch seine Frau ihre Morgentoilette vollendet hat.

Madame findet, daß ihr Ehegemahl nicht mehr so *beredt* ist wie sonst. Sie stellt die nämlichen Betrachtungen an wie Gil Blas mit dem Erzbischof von Granada ... vielleicht auch mit demselben Erfolge.

*

Wenn der Herr den Tag über heimkommt und seine Frau sich ihm nähert, um *kleine Späßchen* mit ihm zu machen, wenn sie Scherze treibt, lacht, um ihn herumflattert wie in den ersten Tagen ihrer Verheirathung, so entgegnet ihr unser Ehemann ziemlich barsch: »Laß mich doch in Ruhe, meine Beste, ich habe keine Zeit zum Spielen! ... Du bist allerliebste; aber wenn Du mir eine große Freude machen willst, so gehe: Du hinderst mich an der Arbeit.«

Und der Herr denkt nicht mehr daran, sein Weibchen um die Hüfte zu fassen; er drückt ihr weder Kniee noch Händchen mehr; er bleibt nicht mehr ganze Minuten in Anschauung ihrer Augen versunken.

Beim Mittagessen nimmt er sie nicht mehr auf seinen Schooß. Wenn seine Frau Etwas anbeißt und es ihm dann hinreicht, so stellt er sich, als bemerke er es nicht und fährt fort zu essen, was er auf dem Teller hat, oder sagt sogar achselzuckend: »Höre doch auf mit Deinen Dummheiten ... ich mag diesen Bissen nicht, er ist mir ohnehin zu fett,« oder »er ist mir zu mager.«

Wenn die Frau eine neue Haube oder einen neuen Hut aufsetzt und sich vor ihren Mann mit den Worten aufpflanzt: »Wie findest Du mich? Steht mir das gut?« so antwortet unser Ehemann: »Sehr gut, sehr gut, Du bist entzückend!«

Aber er hat kein Auge auf seine Frau geworfen.

Diese, welche wohl bemerkte, daß ihr Mann sie nicht einmal angesehen, entfernt sich hochofzürnt über solche Gleichgültigkeit und schwört im Stillen, sich künftig nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie sich nach seinem Geschmacks kleiden wolle.

Führt der Herr die Frau in eine Abendgesellschaft, so setzt er sie in einer Ecke des Salons ab, wo sie sich so gut, als es gehen kann, ergötzen mag.

Was ihn betrifft, so bekümmert er sich darum nicht mehr: er geht in ein anderes Zimmer, um den Liebenswürdigen, den Galanten bei einer andern Frau, sogar bei vielen andern Frauen zu spielen. Nur die seinige darf es nicht sein: wenn er tanzt, so tanzt er gewiß nie mit seiner Frau; das wäre nach der allgemeinen Annahme abgeschmackt.

Hernach setzt er sich an einen Spieltisch; dort vergißt er die Stunde: er unterhält sich und denkt nicht daran, daß seine Frau vielleicht Langeweile hat. Diese indeß tritt an den Spieltisch, nähert sich ihrem Ehemanne und sagt in sanftem Tone zu ihm: »Mein Freund, denken wir nicht bald an die Heimkehr?«

»Doch ... doch ... sogleich ... bald ... geh', tanze noch ein klein wenig ... dann wollen wir aufbrechen.«

»Ich will nicht mehr tanzen, ich bin müde.«

»Wohlan, so ruhe aus.«

Die Frau antwortet nichts mehr, sie geht weg; aber nach einer halben Stunde kehrt sie zu ihrem immer noch spielenden Manne zurück und sagt: »Mein Freund, es ist sehr spät. Wirst Du bald kommen?«

»Ja, ja ... in fünf Minuten ... nur noch fünf Minuten ... und ich stehe Dir zu Diensten.«

Aber die fünf Minuten dauern nochmals eine halbe Stunde; endlich verläßt unser Ehemann den Spieltisch, indem er vor sich hinmurrte: »Wie widerwärtig, nicht thun zu können, was man will ... ohne Unterlaß Jemand hinter sich her zu haben, der Einen zum Weggehen zwingt, wenn man da bleiben will ... die Weiber haben doch nicht die geringste Gefälligkeit! ... Ach, da ich noch Junggeselle war, that ich, was mir einfiel! Schwachköpfe, die wir sind, daß wir uns Ketten anlegen lassen! In Gottes Namen denn!«

Und der Herr nimmt den Arm der Frau. Er führt sie zu Fuß heim, und wenn sie sagt: »Nehmen wir denn keinen Wagen?« so antwortet er: »Wozu das? Es ist ja nicht weit. Ueberdies ist es der Gesundheit zuträglich, wenn man sich ein wenig Bewegung macht.«

Madame seufzt abermals: sie findet ihren Mann sehr verändert. Er ist weder ein Mirabeau, noch ein Simson mehr! In der That, das Blättchen hat sich schon sehr gewendet.

Aber konnten denn die Thorheiten der Flitterwochen auf Dauer Anspruch machen?

Nein, gewiß nicht.

Aber warum solche Thorheiten überhaupt machen? Warum, ihr Herren, gewöhnet ihr eure Frauen beim Beginne der Haushaltung an eine Lebensweise, deren Fortsetzung euch schwer, ja unmöglich wird?

Warum sie mit Vergnügen übersättigen, um sie sofort auf *halbe Ration* zu setzen?

Warum sie mit Schmeicheleien erdrücken, mit den Augen fast auffressen und gleich darauf die Augen nicht einmal mehr aufthun, um zu sehen, wie ihnen die anprobirte Haube steht?

Warum das Wörterbuch eurer Liebe, in den ersten Tagen erschöpfen und nachher kein Sterbenswörtchen mehr wissen, das artig klingt?

Warum? Weil es in der Natur des Mannes liegt, daß er sich nicht zu mäßigen versteht.

Und meine ganze Redekunst wird hier vergeblich verschwendet sein, sie wird nichts an dem Betragen eines Ehemanns in den ersten Tagen seiner Verheirathung ändern.

IV. Der Ehemann als Kindsmagd

Ihr seid verheirathet und habt Kinder; ganz recht. Die Schrift sagt: »Wachset und mehret euch.«

Genau gesagt: Wenn ihr verheirathet seid, wachset ihr nicht mehr, aber ihr mehret euch.

Indeß gibt es auch einige Haushaltungen, wo man sich nicht mehrt.

In diesem Fall macht der Herr, wenn er Kinder wünscht, seiner Frau ein Verbrechen daraus, daß sie ihm keine schenkt; er gibt ihr in dieser Beziehung spitzige, bösertige, bisweilen sogar niederträchtige Reden.

Die arme Frau! Als ob sie nicht ohnehin schon bekümmert genug wäre, daß sie nicht Mutter wird!

Zudem wer beweist euch denn, daß eure Frau an dieser Unfruchtbarkeit Schuld ist? Warum kann es nicht eben so gut an euch selbst liegen?

Ihr habt ein ärztliches Gutachten eingeholt!

Aber die Aerzte sind keine Götter: sie täuschen sich wie andere Menschenkinder! *Errare humanum est.* (Irrthum ist menschlich).

Gelegentlich bemerkt, glaubet mir und machet eurer Frau, wenn sie nicht Mutter wird, keine so häufigen Vorwürfe darüber: es könnte ihr sonst einfallen, sich versichern zu wollen, ob es euer oder ihr Fehler ist.

Doch wir wollten ja von dem Ehemann reden, der Kinder hat und sie herzinnig liebt, der sich ihnen mit Leib und Seele weihet, der mit Entzücken an ihrer Wiege steht, der ihnen den Brei gibt, der ihnen denselben vorkostet, der Nachts aufsteht, um sie trinken und sonst was zu lassen, und der sie den Tag über auf den Boulevards oder anderswo spazieren führt.

Gehen wir nun auch auf den Boulevards spazieren, und es wird nicht lange anstehen, bis uns ein Ehemann begegnet, der Kindsmagd ist.

Dieser Typus väterlicher Liebe, der allen andern Mannsrechten entsagt hat, um sich einzig seinen Kleinen zu weihen, läßt sich keinen Augenblick verkennen.

*

Betrachtet diesen Herrn, dessen feibürgerlicher und anständiger Anzug nicht die geringste Eitelkeit verräth; er käme recht sauber daher, wenn seine Kinder nicht die Gewohnheit hätten, ihre Hände an seinem Rock, seinen Beinkleidern, kurz an dem nächsten Besten, was er auf dem Leibe hat, abzuputzen; da aber seinen Kleidern fast immer einige Rudera von Confekt, Butter, Honig und Eingemachtem aller Art ankleben, so begreift ihr, daß es ihm bei solchen Anhängseln schwer wird, sauber und wohlgeputzt auszusehen.

Oft auch trägt dieser Herr da und dort ein Loch in dem Anzug, selten wird ihm das Glück zu Theil, daß er nicht mehrere Knöpfe zu wenig und sein Hut einige Buckel und Beulen zu viel hat. Das Alles stammt von den Schelmereien seiner Aeßchen her, aber es hindert ihn nicht, den ganzen Tag zu singen: »Ach, wie glücklich ist ein Vater!«

Dieser Herr hat zwei Söhne und seine Hälfte trägt einen dritten Ableger unter dem Herzen. Der Aelteste der Beiden ist sechs Jahre, der Zweite bald vier Jahre alt. Von seinem Erwachen, bis er sich niederlegt, steht dieser Herr im Dienste der zwei kleinen Jungen; Madame leidet nicht, daß man Dodolphchen und Polytchen im Geringsten zuwider sei; sie behauptet, um den Charakter der Kinder zu bilden, müsse man ihnen beharrlich den Willen thun. So sei sie auch erzogen worden.

Der Herr ist ein zu guter Vater, um der Frau zu widersprechen, und statt den kleinen Maulaffen Gehorsam beizubringen, steht er unaufhörlich unter dem Befehl der beiden Rangen.

Wenn Dodolph und Polyt spazieren gehen wollen, so schlüpft unser Mann geschwind in seinen Ueberrock, nimmt seinen Hut und fort ist er mit seinen Söhnchen.

Madame schreit ihm die Treppe herab nach: »Schau' Dich fein vor mit den Gefährten; lasse die Kinder nicht zu schnell laufen, lasse sie nicht im Koth waten! ... Wenn sie ihre Kleider zerreißen, so gebe ich Dir die Schuld ...«

Das ist ganz die commandirende Sprache, die man gegen eine Kindsmagd führt; auf all das antwortet aber der Herr mit unterwürfiger Miene: »Sei ruhig, theure Freundin, ich werde sie keinen Augenblick verlassen ... ich werde sorgfältig Acht geben, bekümmere Dich nicht.«

Der Herr nimmt die Richtung nach den Boulevards, an der einen Hand Polyt, an der andern Dodolph haltend.

Der Spaziergang fängt zuerst ziemlich friedlich an; die Kinder sind froh, aus dem Hause zu kommen, und begnügen sich, ihre Augen rund herum laufen zu lassen, indem sie den Vater zwingen, vor jeder Bude zu halten, was dieser mit unvergleichlicher Gefälligkeit thut.

Aber auf dem *Boulevard du Temple* angelangt, will Dodolph rechts gehen, um die Wachsfiguren zu betrachten, Polyt links umwenden, um das Wasserschloß zu besehen.

Als sich unser kindsmägdlicher Ehemann nach entgegengesetzten Seiten hingezerrt fühlt, geräth er in schwere Verlegenheit, zum erstenmal kann er seinen beiden Söhnen nicht gleichzeitig willfährig sein, doch thut er, um sie in Einklang zu bringen, das Möglichste, indem er sagt: »Meine Freunde, wir können nicht auf einmal rechts und links gehen; könnte man das, so wäre es mir gewiß herzlich lieb ... ihr wisset ja wohl, daß ich eure Wünsche stets erfülle.«

»Ich will aber die Wachsfiguren sehen!« ruft der Größte.

»Und ich will zu dem Wasser-Schlo... Schlo... Schloß!« schreit der Kleinere, der jähzornig ist und mit den Füßen stampft wie ein Mann, worüber ihn sein Vater höchlich bewundert.

»Nein ... wir gehen dahin ... nicht wahr, Papa?«

»Nein ... dorthin ... liebes Papapapachen ...«

Und damit ziehen die beiden Rangen den Urheber ihrer Tage auf's Neue hin und her, indem sich Jeder an einen seiner Rockschoße anklammert.

Unserem Mann stehen die Thränen in den Augen, da er aber endlich bemerkt, daß er, wenn er nicht Ordnung stifte, bald in der Weste herumlaufen müßte, so faßt er einen muthigen Entschluß und perorirt mit voller Stimme: »Ha, alle Wetter, ihr Herren, wenn ihr nicht aufhört, so gehe ich weiter und lasse euch alle Beide hier in der Patsche ... Sapperlot! ... und die Polizei wird euch abfassen ... Sapperlot! ... und man wird euch verhaften als Landstreicher ... ei! ei! das wird dann eine schöne Geschichte geben.«

Diese Drohung wirkte: die Kinder schwiegen einen Augenblick.

Entzückt, sich einigen Gehorsam verschafft zu haben, führt unser Mann seine Jungen mit einem gewissen Stolz im Blick weiter, indem er um sich schaut, um die Wirkung zu genießen, welche seine väterliche Autorität auf die Vorübergehenden gemacht hat.

Man geht und stellt sich vor die Wachsfiguren; das befriedigt aber die zwei Knirpse nicht, welche hineingehen und das Schauspiel sehen wollen. Der Papa willigt seufzend ein. Man tritt in's Innere der Baracke.

Zum fünfzehnten Male sieht unser Mann das Wachsfigurenschauspiel und hört die Erklärung der Bilder an.

Nachdem man den großen Kaiser Napoleon und den kleinen General Tom Pouce bewundert, haben die Kinder Durst.

Der Papa führt sie in ein Kaffeehaus und verlangt Bier. Man bringt welches; die beiden Knaben kosten es, verzerren den Mund und speien es aus, indem sie schreien: »O! pfui, wie schlecht! Das ist nicht zuckerig!«

Jetzt verlangt der gute Mann Limonade oder Zuckerwasser für seine Söhne, und obgleich er keinen Durst hat, verschlingt er doch den ganzen Inhalt der Bierflasche, um das bezahlte Getränk nicht stehen zu lassen; die väterliche Zärtlichkeit macht zu Allem fähig.

Aus dem Kaffeehaus heraus wollen die Kinder den Hanswurst sehen. Man hält vor dem Vorhang einer Bretterbude.

Diesmal verlangen die beiden Schelme nicht in das Innere hineinzugehen ... sie haben schon bemerkt, daß das Ergötzlichste an der Thüre vorgeht.

Da sie sich aber hinter Rekruten, Kindsmägden und Pflastertretern aller Art in Jacken, Blousen und sogar Röcken befinden, welche gleichfalls den Purzelmann sehen wollen, so heulen sie: »Papa ... nimm mich ... Papa ... auf den Arm, auf den Arm!«

Unser Ehemann beugt sich, faßt jeden seiner Söhne um die Hüfte, hebt sie zur Höhe seiner Schultern und befindet sich so in der Lage, den Hosenhintertheil seiner Rangen, welche noch an keine Zurückhaltung in Gesellschaft gewöhnt sind, just vor der Nase zu haben. Nicht Alles riecht nach Rosen in den Verhältnissen der Väterlichkeit!

Und dieser gute Mann, der nichts mehr sieht, als die beiden hintern Hosenschlitze seiner Söhne, muß ihnen noch das Schauspiel erklären und ihre unaufhörlichen Fragen beantworten: »Papa, wer ist denn der schnöde Bursch da, welcher den Kopf schüttelt und das Hanswurstchen prügeln will?« – Lieber Sohn, das ist der Commissär. – »Ei! sieh' doch, der Commissär hat zwei große Hörner auf dem Kopf ... und einen rothen Schwanz ...« – Wenn er einen Fuchsschwanz hat, so ist es nicht der Commissär ... sondern der Teufel, meine lieben Kinder. – »Papa, warum will denn der Teufel das Hanswurstchen schlagen?« – Mein Freund, wahrscheinlich, weil Hanswurst nicht artig gewesen ist, weil er seine Suppe nicht hat essen und die Fabel von dem Fuchs und dem Raben nicht hat auswendig lernen wollen. – »Papa, ist denn der Teufel ein Schulmeister, weil er den Hanswurst Fabeln lehrt?«

Der von der Tiefe dieser Reflexion überraschte Vater wirft seine Blicke auf die Personen rings um ihn, um in ihren Gesichtern einen Ausdruck von Bewunderung zu lesen, welche derjenigen entspreche, die er selbst in diesem Augenblick für seinen sechsjährigen Sohn Dodolph hegt. Als er sieht, daß Niemand auf ihn Acht gibt, so

entschließt sich unser Mann zu antworten, aber sehr laut, um damit die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln: »Mein lieber Dodolph, der Teufel ist kein Schulmeister; gewiß, es wäre Unrecht, ihm ein solches Amt anzuvertrauen ... ein solches Amt ... und zwar um so weniger ... als ein solches Amt ...«

Hier beginnt der Papa, der keine Worte mehr zu finden weiß, zu husten, als hätte er eine Gräte verschluckt, und antwortet dann: »Aber zu allen Zeiten hat sich der Teufel darein gelegt ... hat *intervenirt*, um die kleinen Tagdiebe, die unartigen Jungen zu züchtigen ... das wollte ich euch so eben sinnbildlich zu verstehen geben ... hum! hum!« – Papa, wer ist denn dieser Mann in schwarzer Kutte mit Mehl in den Haaren, der kommt, wenn der Teufel geht, und sich mit dem Hanswurst herumstreitet? – »O! diesmal, mein Sohn, ist es der Commissär.« – Was ist denn ein Commissär, Papa? – »Mein Sohn, das ist ein Mann, der Frieden und Ordnung wieder herzustellen hat.« – Warum streitet und prügelt er sich aber selbst mit dem Hanswurst herum?« Neues Zeichen der Bewunderung von Seiten des Papa's, der zu ahnen beginnt, daß er einen jungen Voltaire auf seiner Schulter trägt, und endlich antwortet: »Mein Sohn, wahrscheinlich wird Hanswurst sich geweigert haben, seine Steuer zu zahlen, oder hat er vielleicht Blumentöpfe vor das Fenster gestellt, den Polizeiverordnungen zum Trotze.« – Ach! ach! da liegt der Hanswurst erschlagen vor dem Commissär! – »Das, mein Sohn, ist ein Beweis der göttlichen Gerechtigkeit, welche fordert, daß schlechte Subjekte früher oder später die Strafe ihrer Unarten erleiden.« – Aber nein ... Hanswurst steht wieder auf ... und schlägt den Commissär todt! – »Vielleicht, daß dieser Commissär zweierlei Maß und Gewicht führte und die Vorsehung ihn mittelst des Hanswursts strafen wollte.« – Papa! Papa! Der Commissär ist nicht todt, er nimmt den Stock wieder, er bringt den Hanswurst um! – »Dann, mein Sohn, ist Hanswurst ohne allen Zweifel ein schlechtes Subjekt: er wird sich gegen irgend einen Stadtsoldaten vergangen haben.« – Papa! Papa! Hanswurst ist nicht todt ... da schau! er nimmt den Stock wieder und schlägt den Commissär todt! ... O! wie er darauf los paukt!«

Dem Papa fängt an, die Auffindung der Moral, in den vom Hanswurst aufgeführten Szenen ziemlich schwer zu werden; doch in diesem Augenblick befällt ihn ein Nießen, das ihn aus einer Verlegenheit zieht, um ihn sofort in eine andere zu werfen; denn wenn man genießt hat, so fühlt man bekanntlich das Bedürfnis, sich zu schnäuzen, was bei Personen, die Tabak schnupfen, ohnehin unvermeidlich ist.

Unser Mann, nachdem er genießt, gäbe Alles in der Welt darum, wenn er sein Schnupftuch aus der Tasche nehmen könnte. Aber wie kann man in seiner Tasche suchen, wenn man auf jedem Arm einen kleinen Jungen hat?

Der Papa von Adolph und Hippolyt faßte nach einiger Ueberlegung den Entschluß, sich nicht zu schnäuzen, was übrigens in seiner Lage auch der einzig mögliche war.

*

Bald erhebt sich ein Streit auf den Schultern unseres Ehemannes: die Herren Dodolph und Polyt reißen einander einen Zuckerstengel aus den Händen; Schreien und Schlagen begleiten das Wortgefecht.

Umsonst ruft der Papa: »Nun, ihr Herren, seid ihr bald fertig da oben? Halte ich euch empor, damit ihr euch prügeln sollt?«

»Papa, er hat mir mein Bonbon genommen!« – Er ist ein Leckermaul. – »Er verschlingt Alles!« – Höre ihn nicht an, Papa; ich habe die Stange entzwei gebrochen

und ihm die Hälfte davon gegeben. – »Papa, er hat die längere für sich behalten!« – Das ist erlogen ... er sagt das nur, weil er schon mit der Hälfte der seinigen fertig ist.«

Um den Streit zu beendigen, hat unser Mann den gescheidten Einfall, seine beiden Söhne auf den Boden zu stellen.

Jetzt schreien diese noch stärker und wollen den Hanswurst auf's Neue sehen, der sich so eben mit einer Katze balgt, welche an die Stelle des Teufels und des Commissärs getreten ist.

Aber der ermüdete Papa fühlt sich nicht mehr stark genug, seine beiden Söhne empor zu halten. Er führt sie hinweg, und um sie zu beschwichtigen, kauft er ihnen Zuckerbrod, dann Rahmkuchen, dann Obst, dann Chokolatetäfelchen und gibt ihnen Kokossaft zu trinken.

Herr Dodolph, der ältere, bleibt nicht immer ruhig bei seinem Vater. Jeden Augenblick läßt er dessen Hand los, um irgend ein Bild oder Unterhaltungsspiel zu betrachten.

Bisweilen will der kleine Polyt auch weglaufen und gleich seinem Bruder allein gehen.

Alsdann schwebt der unglückliche Vater in tiefster Verlegenheit; genöthigt, zu gleicher Zeit seinen beiden Söhnen nachzuspringen, welche doch nicht den gleichen Weg eingeschlagen haben, stößt und rennt er an die Vorübergehenden, muß Grobheiten von dem Einen, Rippenstöße von dem Andern einnehmen, aber das Alles bemerkt er kaum, immer noch glücklich, wenn er schweißtriefend seine beiden Flüchtlinge wieder einholen und mit sich weiter führen kann!

Bald bemerkt er, daß sein älterer Sohn eine aufgeschürfte Nase und beinahe ein schwarzes Auge hat, obwohl dasselbe gewöhnlich *blau* ist; daß Herr Polyt, der jüngere, ein Stück von seiner Weste verloren und ein Loch in dem Knie seiner Hose hat. »Was soll das heißen?« schilt der Papa; »nur einen Augenblick verlor ich euch aus dem Gesichte, und gleich erscheint ihr vor mir mit Löchern und Beulen!« – Papa, der große Junge dort, welcher mit Steinkugeln spielte, hat mir eine *Ohrfeige auf das Auge* gegeben, weil er sagte, ich sei in sein Spiel hineingelaufen und habe ihm den Gewinn verderbt. – »Papa, jenes alte Weib hatte einen Hund: ich wollte ihn streicheln, da ist er auf mich zugesprungen und hat mir ein Stück von meiner Weste mitgenommen, und ich bin im Fliehen auf meine Kniee gefallen. – »Ei, ei, das sind saubere Dinge! Daheim wird man uns schön empfangen. Was wird die Mutter zu mir sagen! ... Teufelskinder ihr, die ich niemals in gutem Stande wieder nach Hause bringen kann!« – Papa trage uns! – »Papa, trage mich!«

»Ei, alle Wetter! nein doch: ihr müßt laufen, meine Jungen, ich habe euch lange genug bei dem Hanswurst auf den Armen gehabt. Das wäre schon der Mühe werth, daß man euch spazieren trüge, wie die jungen Hunde.« – Papa, ist es noch sehr weit heim? – »Nein, dreihundert Meter ungefähr.« – Was ist Meter, Papa? – »Meiner Treu! ... das bedeutet ... sehet, liebe Kinder, es ist ein griechisches Wort, und wenn ihr einmal griechisch könnt, so werdet ihr das eben so gut verstehen wie ich und die Mutter.« – Ich bin müde ... au weh! – »Meine Füße schmerzen mich!«

»Vorwärts, Polyt, vorwärts, Dodolph, zeigt, daß ihr kleine Männer seid, lasset euch nicht schleppen wie Kinder.« – Ja nun, so sing' uns ein Lied. – »Ach ja, Papa! ... *Marlbrough* ... Du hast versprochen, es uns zu lehren.«

»Je nun! ich thus es ja ... ich werde euch jetzt die Romanze von Marlborough singen; aber ihr müsset in den Refrain einstimmen. Aufgepaßt, ihr singet sie hernach vor eurer Mama ... das wird sie freuen!« – Ja, Papa! – »Ja, ja, Väterchen!«

Der Papa intonirt mit ernster Stimme, indem er im Takt der Melodie zu laufen versucht und die in dieser Todtenklage gebräuchliche Aussprachsweise annimmt:

»Marlbrough zieht aus zu kriegen ...
Mironton, tonton, mirontaine ...«

»Vorwärts, ihr Herren!«

Herr Dodolph brüllt, was er gehört, ohrzerreißend nach.

Der kleine Polyt begnügt sich zwischen den Zähnen zu murmeln:

»Tonton ... tonton ... tontaine ... tonton!«

Der Papa fährt monoton zu brummen fort:

»Weiß nicht, wann er wieder kommt! ...
Weiß nicht, wann er wieder kommt!«

»Voran doch, ihr Herren.«

»O weh, ich habe Knurren im Bauch!«

»Und ich habe noch Durst!«

»Nein, ihr habt keinen Durst mehr ... ihr habt genug zu euch genommen! ... Fortgefahren, taktfest!«

»Weiß nicht, wann er wieder kommt!«

»Weiß nicht, wann ... o! Papa, Mandeltorte, Mandeltorte!«

»Schweige, Leckermaul ... vorwärts, Herr Polyt!«

Der kleine Polyt verzieht das Gesicht, hält sich den Bauch und murmelt bloß:
»Mironton, mirontaine ... tonton ... es zwickt mich im Bauch ... miron mirontaine ... tonton!«

Bald weigern sich die Kinder, weiter zu gehen.

Unser Ehemann ist einen Augenblick in Verzweiflung; endlich faßt er beide Söhne mit convulsivischer Nervenanstrengung, setzt sie auf seine Arme und schleppt sie weiter mit dem Ausruf: »Ha, Sapperlot! welcher Spaziergang! ... O! über euch Taugenichtse!« – Papa,« murrte Dodolph, »Du singst nicht mehr. Singe uns doch Marlborough!« – »Laßt mich in Ruhe, ihr abscheulichen Rangen!« – Ei! Papa, Du hast nicht gesagt: Mironton, mirontaine! ... Böser häßlicher Papa! ... Ich weine, wenn Du nicht gleich singst! – »Ha! der Spitzbube! Nun, so schweige doch ... heule nicht ... Du ziehst mir ja den Hals zu ... nun in Gottes Namen!« und er keucht mit halberstickter Stimme heraus:

»Er kommt an Ostern wieder ...
Mironton, tonton, mirontaine! ...
Er kommt an Ostern wieder.
Vielleicht an Trinitat.«

Endlich gewinnt dieser Herr den Eingang seines Hauses und dort empfängt ihn sein Hausdrache mit den Worten: »Da thäte ich besser, ein Kindsmädchen zu halten, wenn Du mir die Kinder so zugerichtet heimbringst.«

Daß man seine Kinder liebt, ist ganz natürlich, daß man mit ihnen spazieren geht, verschlägt nichts; aber wenn ein Ehemann just das Geschäft einer Kindsmagd übernimmt, so macht er sich sogar in den Augen seiner Frau lächerlich, und das ist sehr gefährlich.

Denn die meisten Frauen lieben ihren Mann nur so lange, als sie seine Ueberlegenheit anerkennen, und in der Lächerlichkeit geht jede Ueberlegenheit unter.

V. Der Ehemann, wie er seine Frau spazieren führt

Es ist drei Uhr; man hätte um ein Uhr ausgehen sollen, aber der Herr wußte nicht, ob er sich rasiren, ob er einen Frack oder einen Ueberrock anziehen, ob er eine Shawl- oder eine gerade geschnittene Weste anlegen sollte: diese Unschlüssigkeit verzögerte das Vorhaben zwei Stunden über die Gebühr.

Jetzt ist der Herr fertig; er steigt zuerst die Treppe hinab, sich zierend und beäugelnd, mit großer Zufriedenheit über seine Toilette.

Da Madame nicht zugleich mit dem Herrn in der Hausflur unten ist, so wendet er sich um, geberdet sich ungeduldig, hebt den Kopf und schreit auf der Treppe: »Nun, wird's heute noch?«

– Gleich, gleich, mein Freund! Ich suche nur noch meine Handschuhe. – »Ah! schön, diesmal sind's die Handschuhe ... ein andermal das Taschentuch ... ich würde sehr erstaunt sein, wenn man einmal beim Ausgehen nicht auch den Kopf vergäße.«

Die Frau langt endlich an; sie nimmt den Arm ihres Mannes, während sie die Handschuhe anzieht. Der Herr sagt halblaut: »Sonderbar, wenn Jemand seine Handschuhe auf der Straße anzieht.« – Mein Gott! Du drängst mich ja so sehr! – »Wie! ich dränge Dich? Du wolltest ja schon vor zwei Stunden ausgehen und murrtest, daß ich nicht angezogen war. Und jetzt soll ich Dich drängen! Wohin gehen wir?« – Mir einerlei. – »Und mir auch.« – Ich folge Dir, wohin Du willst. – »Man sollte doch geschwind einen Entschluß fassen und nicht wie zwei Blödsinnige in der Straße stehen bleiben ... für mich gibt es nichts Unausstehlicheres als eine Frau, die immer nur antwortet: Mir einerlei.« – Nun gut, mein Freund, gehen wir in die Tuilerien!«

*

Man setzt sich in Bewegung. Der Herr betrachtet die vorübergehenden Damen oder denkt an seine Geschäfte. Man wechselt kein Wort.

Zuweilen, wenn man an einem Modemagazin vorüberging, rief die Frau laut: »Ei! der schöne Shawl! ... Ach! der schöne neue Kleiderschnitt! ... O! welch' gottvoller Hut!«

Der Herr aber hat nichts gehört, oder sich wenigstens so gestellt, oder statt aller Antwort seiner Frau mit einem dumpfen Murmeln geantwortet: »Hm ... um ... hm! ... so ... so ... j-a! ja! ...« aber nicht entfernt daran gedacht, vor dem Magazin stehen zu bleiben. Man gelangt in die Tuilerien, läuft hin und her, der Länge und Breite nach, und wechselt kein Wort dabei, nur daß der Herr von Zeit zu Zeit gähnt oder schnauft, als ob er am Ersticken wäre. Mitten in einer einsamen Allee ruft der Herr plötzlich aus: »Hol mich der und jener! ... Das ist mir ein ergötzlicher Spaziergang hier!« –

Aber mußte man denn nicht irgendwo hingehen? – »Aber warum gerade in die Tuilerien.« – Du wolltest ja nicht sagen, wohin es Dir beliebte ... – »Ich weiß schon: Du wähltest diesen Platz, weil Du weißt, daß es für mich keinen langweiligeren Spaziergang gibt.« – O! mit *mir* langweilt Dich jeder Spaziergang ... darum wäre es einerlei gewesen, ob ich diesen oder einen andern Ort gewählt hätte. – »Aha, schön! ... da haben wir die Vorwürfe ... schon gut! ... Aber in der That, findest Du denn hier irgend eine Ergötzlichkeit, wenn man sich mitten unter aller Welt ergeht ... unter diesen Kindern, die Einem Bälle oder Reife zwischen die Beine werfen, außerdem, daß man Staub schlucken muß! ... Und das kann Dich amüsiren?« – Wenn Du Dich mit mir unterhieltest, so würde ich mich nicht langweilen ... aber Du weißt mir nie etwas zu sagen. – »Liebe Freundin, wenn man stets beisammen ist, so kann man sich nicht immer Etwas zu sagen haben.« – In Gesellschaft einer andern Frau würdest Du den liebenswürdigen, den Artigen spielen! – »Sie würde mir auch keine bitteren, bissigen Sachen sagen, würde nie stets Etwas an mir auszusetzen haben!« – Das heißen die Herren bissig sein, wenn man ihnen vorwirft, daß sie sich zu langweilen scheinen! – »Nun, bist Du zu Ende?« – Glaubst Du vielleicht mir Stillschweigen auferlegen zu können? – »So schreie doch noch etwas lauter, damit die Vorübergehenden stehen bleiben und uns betrachten ... das fehlte noch!« – Wenn mir zu schreien einfällt, was geht das andere Leute an? Ueberdies beschäftigt sich Niemand mit uns. Du glaubst immer, die ganze Welt sehe auf Dich! – »Wenn Du so fortmachst, so lasse ich Dich stehen!« – »Thue das ... es ist mir gleichgültig!«

Der Herr hält einen Augenblick still; aber besinnt sich und läßt den Arm der Frau nicht fahren.

Und der Spaziergang läuft zu Ende, ohne daß man noch ein Sterbenswörtchen mit einander gesprochen hätte.